

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Grunewalderschen Buchdruckerei Otto Grunewald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 24. April 1902.

(Nachdruck verboten.)

Das Zirkuskind.

Roman von Emma Merk.

(Schluß.)

„Hat Jan Stjezanek Frau Wildenau gekannt?“ frug der Präsident.

„Er hat die Dame verleumdet und ist vom Rittmeister Wildenau zur Rechenschaft gezogen worden. Diese Geschichte hat ihm damals im Regimente den Hals gebrochen.“

„Sie erkennen diesen Mann als denselben, den Sie in das Schlafzimmer Frau Wildenaus geführt haben?“ wendete sich der Vertheidiger an Babette Wägler.

„Ja.“

In dem erst so laut erregten Saale war es einige Augenblicke lang totenstill. Man wartete, was nun geschehen würde. Der Staatsanwalt erhob sich, strich sich eine Weile langsam über den Bart und begann dann:

„Die Sitzung des Gerichtshofes hat eine recht seltsame Wendung genommen. Ich beantrage unter diesen Umständen die Eröffnung eines neuen Verfahrens und die Verhaftung des Zeugen.“

Der zuständige Amtsrichter trat auf Mr. Symons alias Stjezanek zu und erklärte ihm, daß er sich in Untersuchungshaft zu begeben hätte.

„O, ich werde mich bei dem Gesandten meines Landes beschweren. Ich fordere die Freilassung gegen Bürgschaft!“ rief dieser heftig, mit totblassen Lippen, knirschend vor ohnmächtiger Wuth. Sein Hochzeitsstaat bildete einen seltsamen Kontrast zu seinem verzweifeltsten Gebahren.

Er wurde abgeführt und die aufregende Sitzung näherte sich ihrem Ende.

Die Geschworenen verneinten einstimmig die ihnen vorgelegte Frage: Ist Dahla Weiß des Giftmordes schuldig? Staatsanwaltschaft und Vertheidigung verzichteten auf Revision und so wurde die Angeklagte von dem Gerichte freigesprochen und sofort aus der Haft entlassen.

Der Vertheidiger schüttelte ihr die Hand. Dr. Tulberg flüsterte ein paar aufgeregte Worte. Menschen drängten sich an sie heran, sie wußte kaum, was ihr geschah.

Wie in einem dumpfen Traum drückte sie den Hut auf den Kopf, den ihr die Gefängniswärterin mit nassen Augen überbrachte. Instinktmäßig mit einer seltsamen Verwunderung über die freie Bewegung, die ihr wieder gestattet war, näherte sie sich dem Ausgange wie die anderen.

Da wurde plötzlich ihre Hand erfaßt.

Sie fühlte sich von einem starken Arm geführt, gestützt, willenlos fortgezogen. Sie wußte auch, daß es Hans war, der

sich mit freudestrahlenden Augen zu ihr herabneigte. Aber ihr Herz schlug nicht rascher bei dieser Nähe, die sie einst so heiß ersehnt hatte, sie empfand keine Regung der Freude, daß er sich wieder zu ihr bekannte. Stumpfsinnig, mit einem dumpfen Gekel vor den Menschen, die sie anstarrten, die laut sich unterhaltend den Gerichtssaal verließen, folgte sie den Schritten des Begleiters ins Freie. Als sie draußen in der Straße standen, mußte sie die Augen schließen. Sie hatte so lange kein Sonnenlicht mehr gesehen und es war so mattenhaft hell. Wie ein Schwindel erfaßte es sie, sie mußte sich fest an seinen Arm klammern, um nicht umzusinken. Es war ihr zu Muthe wie einem Kranken, der erst wieder lernen muß zu gehen, als ihr nach so langer Zeit wieder freie Luft um die Stirne wehte.

„Wohin soll ich Sie führen, Dahla?“ frug Hans besorgt.

„Ich weiß es nicht. Es ist ja ganz einerlei.“ erwiderte sie dumpf.

Er winkte einem Wagen und hob sie hinein. Mit kummervollen mitleidigen Blicken sah er immerfort auf ihr liebes, blaßes, ach, so blaßes Gesicht und wartete, daß die Starrheit ihrer Züge sich lösen sollte. Aber ihre Augen schauten ganz glanzlos, ganz müde ins Leere, und um ihre Lippen lag ein bitterer Zug, der nicht schwinden wollte. So fest war der junge Mund geschlossen, als sollte ihn nie wieder ein Lächeln umfliegen.

Das Herz war ihm voll. Aber er hatte kaum den Muth zu sprechen vor dieser stummen Qual, die er doch so wohl begriff. Er nahm ihre herabhängende Hand in die seine und streichelte sie, und diese sanfte, zärtliche Bewegung schien sie zu erschüttern. Ein leises Beben zitterte um ihre Lippen, dann wurden die Augen feucht, und endlich fiel sie in die Kissen zurück in krampfhaftem Schluchzen. Er ließ sie weinen. Er zog nur sanft seinen Kopf auf seine Schulter und sagte ihr ab und zu ein kurzes Wort:

„Arme, liebe Dahla! Es ist ja gut jetzt! Es ist ja vorüber!“

Der Wagen rollte weiter und das Geräusch draußen verstummte, das Menschentreiben verlor sich. Zwischen Bäumen ging's dahin und grünenden, blühenden Wiesen. Je weiter sie hinaus kamen, desto deutlicher hörte man das Singen der Vögel, desto frischer wehte der Frühlingshauch um ihre Wangen.

Sie standen vor dem Walde, als Hans dem Kutscher zurief zu halten und hier zu warten. Er könne ausspannen.

„Hier ist keine Seele, Dahla,“ sagte er, als sie zögerte, ihm zu folgen.

Unter leise rauschenden Buchenbäumen, unter goldigem Grün führte er sie an einen einsamen Garten, wo mehrere Bänke und Tische standen. Aber nur die Vögel flatterten auf und ab und ein paar Blütenbäume warfen im Windhauch einen weißen Blätterregen herab.

Der Garten grenzte an den Fluß, der ganz von Sonne glitzerte; man hörte das einfallende Rauschen der Wellen und die Flußwiese leuchtete von großen, gelben Dotterblumen. Hans bestellte Wein und was sonst zu haben war und bediente Dahla, nöthigte das Mädchen zu trinken, strich ihr selbst ein Butterbrot und bat so herzlich, daß sie ihren Widerwillen gegen alle Speise überwand und zu schlucken versuchte, obwohl ihr der Sals wie zugeschnürt war. Als sie einmal die Nerven bezwungen hatte, regte sich die Eglust der Jugend in der freien Luft und es schmeckte ihr nach der langen trostlosen Gefängnißkost. Der Wein brachte Farbe in ihre Wangen, der Windhauch fächelte die Thränen fort und es lag auch nicht mehr die starre verzweifelte Ruhe auf ihren Zügen.

„Wie gut Sie sind,“ sagte sie, Hans plößlich die Hand entgegenstreckend.

Er schüttelte sehr traurig den Kopf.

„Nein! nein! Mir ist ja, als trüge ich die Schuld an allem, was Ihnen zuleide geschieht.“

Dann gingen sie Arm in Arm tiefer hinein in den Wald, auf dessen Boden Sonnengeklirmer hintanzte, auf dem wilde Beilchen und Waldmeister wucherten. Dahla blieb immer noch stumm, wie in Trauer verschlossen gegen die Märensönheit um sie her. Doch als sie nun an einer Lichtung angelangt waren, an der man das Flußthal weit hinaus über sah, in der ganzen Fülle von Frühlingdunst und Glanz, als Hans vor dem Baumstumpf, auf dem sie sich niedergelassen, niedersank, und bittend seine warmen Augen zu ihr erhob, da schien es wie ein Erwachen über sie zu kommen, wie ein Erinnern an ihr leidenschaftliches Herzeleid, das durch das Furchtbare, was nachher geschehen, völlig ihrem Gedächtniß entschwunden war.

„Es ist wie ein Wunder, daß wir nun so beisammen sind,“ sagte sie, plößlich über die Stirne streichend, mit einem ersten Lächeln ihrer bleichen Lippen.

Da war's mit seiner Fassung zu Ende.

Er drückte sein Gesicht auf ihren Schoß und flehte:

„O, vergieh, vergieh mir, daß ich so wenig Muth hatte, Dahla! Glaub mir's, ich hatte Dich lieb, von der ersten Stunde des Wiedersehens an. Aber ich habe mich gefürchtet vor der Welt, ich habe mich zurückhalten lassen von Bedenken und Vorurtheilen, und dann, — dann kam der bittere Zweifel an Dir! Ungehört habe ich Dich verurtheilt, als ich Dich am Arme jenes Arztes aus dem Theater gehen sah.

Aber wie ich Dich dann so tief im Elend wieder fand, auf der Anklagebank Deine verzweifelten Worte hörte, da traf jedes mein Herz wie ein furchtbarer Vorwurf, mit Qualen der Reue, Ich war ja überzeugt von Deiner Unschuld, und die Schuld, deren ich Dich zieh, ward von Dir genommen vor meinen Augen. Du warst rein, rein, aber nur um so unglückseliger, wie mit einer Dornenkrone auf der Stirne. Ich sagte mir, daß Dir ein Unrecht widerfahren, das die Welt nicht mehr gut zu machen vermag, daß Du Schmach und Schmerzen erduldet, die nicht geföhnt werden können. Aber laß es mich doch versuchen, mein armes Mädchen. Vielleicht lernst Du allmählich doch wieder an das Leben glauben. Ich will Dich lieb haben! Ich will mein Herzblut dran setzen, um Dich vergessen zu machen, was man Dir Böses gethan.“

Sie zog heftig ihre Hände, die er ergriffen hatte, aus den seinen.

„Der Bräutigam einer andern hat kein Recht, mich zu lieben, so zu mir zu sprechen,“ rief sie bitter, und zum erstenmale glühte wieder das alte Feuer in ihren Augen auf.

„Ich habe keine Braut, Dahla, noch wurde kein bindendes Wort zwischen uns gesagt. Aber ich werde mich auch von dem

losen Bande, das mich an jenes Mädchen knüpft, zu befreien wissen, ich werde ihr sagen, daß ich Dir gut bin —“

„Einer armen Schauspielerin, die eben aus dem Gefängniß kommt! O, sie wird lachen, Deine wohlherzogene Braut. Lachen wird Deine ganze Umgebung. Nur Dein Adoptivvater, der Herr jenes stolzen Hauses, er wird die Stirne runzeln und erklären: mit jener Heimathlosen, jener Abenteuerin kommst Du mir nicht über meine Schwelle! Dein Mitleid mit mir verwirrt Dir den Blick, Hans,“ fügte sie leiser hinzu.

„Sieh, Dahla, ich möchte fast wünschen, es stünde mir wie ehedem noch ein starrer Wille, noch ein schweres Hinderniß im Wege, nur damit ich Dir beweisen könnte, daß ich jetzt nach allem, was geschehen, nach diesen folternden Wochen der Todesangst um Dich zu jedem Opfer bereit wäre. Aber ich bin ein freier, einsamer Mann geworden. Mein Adoptivvater hat die guten Augen geschlossen, dem ich so ungern weh gethan hätte. Ich habe niemand mehr in der Welt, der meinem Handeln die Nichtschwir geben dürfte, niemand mehr, dessen Gebot ich mich zu fügen hätte. Der ungerichten Meinung der Welt aber biete ich Trost, denn ich glaube an Dich!“

Er lag noch immer vor ihr auf dem Moosgrund und blickte zu ihr auf mit seinem heiß erregten, treuherzigen, jungen Gesicht.

Ihre Augen füllten sich langsam wieder mit Thränen, die ihr über die Wangen herab liefen.

„O, vor wenig Monaten, wenn Du so zu mir gesprochen hättest, Hans, vor Jubel hätte mir das Herz zerspringen müssen. Nun ist alles so todt in mir, so hoffnungsleer! Ich komme mir so besudelt vor, so mit Schmach bedeckt, als könnte nichts mehr jenen Buchthaushauch, der mich gestreift, von mir nehmen. Ich fürchte mich vor den Augen der Welt, ich möchte mich vergraben tief unter die Erde. Sterben will ich, Hans, sterben!“

Er aber schlang die Arme um ihren Leib und drückte sie immer fester, immer leidenschaftlicher an sich. Er küßte ihr die Thränen von den Augen, er küßte ihr mit wilder Zärtlichkeit das stille, blasse Gesicht.

„An meinem Herzen sollst Du Dich bergen vor den Blicken der Menschen, in meinen Armen sollst Du vergessen, gesund werden! Und leben und eine Heimat haben! Wir sind ja jung, Geliebte, so jung! Und es ist Mai. Mach' mir die Augen auf und sieh, wie schön sie ist, diese Welt, die Du verlassen willst. Wir reisen, Schatz, weit, weit fort indie Fremde. Ich laß' Dich nicht! Ich laß' Dich nicht! Du bist mein!“

Erst blieb sie ganz regungslos unter seinen Küßen, unter seinem leisen, heißen Geflüster. Dann aber kam plößlich auch über sie wie wonnige Trunkenheit. All ihre Schmerzen verstummten in einer süßen mächtigen Betäubung. Fester, zärtlicher drückte sie ihren Mund auf den seinen und über ihnen wiegten sich in den jungen Buchenkrönen die zwitschernden Vögel. Dunkler, schärfer wurden die Sonnenlichter, der Wald duftete: Das Leben hatte gesiegt, die Liebe.

Während Hans und Dahla als Neuvermählte in der ersten Bonne des Besitzes schwelgten, fand in der neuen Schwurgerichtsperiode die Verhandlung gegen Jan Stezanek statt. Ein vom juristischen Standpunkt aus höchst interessanter Prozeß, denn obwohl der Angeklagte mit Hartnäckigkeit und schlagfertiger Zunge leugnete, stellte sich durch das in der Voruntersuchung angehäuften Material seine Schuld so klar und offenkundig heraus, daß der Bertheidigung kaum ein Wort des Einwandes übrig blieb und keinem Menschen im Saale ein Zweifel möglich war, daß Jan Stezanek alias Symons den Mord an Frau von Wildenau verübt habe.

Stezanek hatte in Amerika Geld erworben und verbraucht; seine Stellung war aber immer eine so schwankende geblieben, daß der Wunsch, durch eine reiche Heirat mit einem male zu einem größeren Besitze zu gelangen, ihn noch immer nicht verlassen hatte. Das etwas exzentrische, Schmeicheleien sehr zugängliche Wesen Fräulein Edith Wildenaus war ihm schon längere Zeit als vielversprechend für seine Pläne erschienen. Als nun die junge Dame die Reise über den Ozean antrat, wollte er sich die Gelegenheit, sich ihr auf dem Schiffe zu nähern, nicht entgehen lassen, so ungern er auch nach Europa zurückkehrte. Es war ihm ein Leichtes, in der Langeweile der weiten Fahrt bei der jungen Dame als aufmerksamer und unterhaltender Gesellschafter Eindruck zu machen, umsomehr, als er sich trotz seiner abenteuerlichen Existenz noch ein jugendlich-hübsches Aussehen erhalten hatte. Er triumphirte, als ihm das Mädchen von Tag zu Tag geneigter zu werden schien, und es war nun sein heißestes Bestreben, sie zu einer sofortigen Trauung in England, wo sie Verwandte hatte, zu überreden. War sie erst einmal seine Frau, dann fand sich wohl irgend ein Vorwand, Deutschland nicht zu betreten, wo er eine Erinnerung an seine Vergangenheit fürchten mußte. Aber die junge Dame bestand darauf, erst im Beisein ihrer Tante Wildenau ihre Entscheidung zu treffen. Stezanek wußte, wie wenig Gutes er von dem Rathe dieser Dame für seine Absichten zu hoffen hatte. Ein wilder Born erfaßte ihn, das halb schon gewonnene Spiel an dieser einen Frau, um derentwillen er schon einmal den Boden unter den Füßen verloren hatte, scheitern zu sehen. Wenn Frau Wildenau nicht lebte, dann war ihm die Hand Ediths so gut wie gewiß. Wenn sie nicht mehr lebte, dann ward obendrein das Vermögen seiner Frau um das Fünffache vermehrt. Er wußte Bescheid über diesen Besitz. So entstand der Plan in ihm, Frau Wildenau aus der Welt zu schaffen, ehe die Richte bei ihr anlangte. Er reiste dem Mädchen voraus, er umlaurerte das Haus, er folgte dem Dienstmädchen unbemerkt auf ihren Gängen, denn noch war ihm das „wie?“ seiner That vollständig dunkel. In der Apotheke „zum Schwan“ hörte er das Dienstmädchen „die gewohnten Pulver für die gnädige Frau“ bestellen. Er merkte sich die Schachtel, er hörte zufällig, daß die Pulver in Rothwein aufgelöst eingenommen wurden. Er wußte sich von einem Photographen, dem er sich als Dilettant vorstellte, das nöthige Kaliumcyanid zu verschaffen, und nun galt es, nur noch, sich in die Wohnung einzuschleichen und das Gift, das er mit Zucker zerrieben hatte, damit es sich im Papier nicht verflüchtigte, in die Pulverschachtel zu bringen.

Dieser schwierigste Theil seines düsteren Unternehmens war ihm wider alles Erwarten geglückt. Die That war geschehen. Frau Wildenaus Lippen waren verstummt. Ihre Richte trat ihr Erbe an. In ihrer Bestürzung, in ihrer Vereinsamung im fremden Lande schloß sich die junge Amerikanerin nur um so wärmer an den leidenschaftlichen Verehrer an, der sie auf ihrer Reise nach ihren Gütern in Steiermark begleitete, der alle Kunst, alle Leidenschaftlichkeit, die einem Manne zu Gebote stehen, aufwendete, um das Mädchen zu einer sofortigen Heirath zu bewegen. Aber Edith gefiel sich darin, seinen ungeduldigen Bitten, die sie für einen Ausdruck von Liebe hielt, die ihrer Eitelkeit schmeichelte, koketten Widerstand zu leisten, und erst nach Wochen des Harrens kam der Tag, an dem er endlich Besitzender werden, endlich seinen Durst stillen sollte an dem Golde, das er seit Jahren und Jahren begehrte. Der Boden Deutschlands brannte ihm freilich unter den Füßen, aber der Umstand, daß er manchem früheren Bekannten begegnet war, ohne daß sich nur einer auf sein Gesicht besonnen hätte, wiegte ihn in eine gewisse Sicherheit. Seine letzte, schlimmste That aber schien in tiefes Dunkel gehüllt, kein Verdacht streifte seine Person. Das Mißtrauen war ja mit voller Wucht auf eine andere gefallen.

Fiebernd vor Aufregung harrte er auf den Wagen, der ihn zum Standesamt führen sollte, nur eine Viertelstunde trennte ihn von jenem ersehnten „Ja“ der Braut, die schon im Myrthenkranze vor ihm stand — als seine Beute mit ihren Millionen — da erreichte ihn das Schicksal.

Er wurde zu lebenslänglichem Zuchthause verurtheilt. Edith war erst dem Bahnsinn nahe, als sie erfuhr, daß sie haarfähr dem furchtbarsten Dooße entgangen war: der Ehe mit einem Verbrecher.

Aber nach kurzer Frist ward das Hochzeitsgewand, das sie mit solchem Entsetzen von sich geschleudert hatte, mit neuen Myrthen geschmückt, und sie reichte mit neu auflebender Daseinsfreude dem hübschen, jungen Arzte, der sie während ihrer nervösen Verstimmung behandelt hatte, ihre freigewordene Hand.

Unbeklagt, unbeweint versank Jan Stezanek in die tiefe Vergessenheit der Verlorenen, der moralisch Todten hinter Gefängnißmauern.

Er hörte wohl noch das Lärmen der Großstadt, das Sämmern der Maschinen, das Rollen der Bahnzüge. Aber er vernahm nicht den ernstesten, heiligen Klang der Arbeit in diesen nimmer rastenden Geräuschen. Ihm war das unermüdlche Hasten der Maschinen, der Lokomotiven nur der Ausdruck der großen, heißen Gier nach Geld, nach Besitz, die durch die moderne Menschheit fiebert, — jener Gier, die ihn zum Verbrecher gemacht. Und in ohnmächtigem Haß ballte er die Fäuste.

Er selbst war zur Nummer geworden.

(Nachdruck verboten.)

Moderne Nervenheilstätten.

Von Erich Schleiden.

Vor einigen Jahren verkehrte ich viel in einer Familie, in der der Gatte und Vater an einem schweren Nervenleiden erkrankt war. Man hatte schon seit längerer Zeit mancherlei Absonderlichkeiten an ihm bemerkt. Der sonst pedantisch eigene Herr fing an, sich in seiner Kleidung zu vernachlässigen, er machte allerhand unnütze Ausgaben, gerieth mit seinen Vorgesetzten und Fremden in Streit, glaubte sich überall zurückgesetzt und erließ wiederholt im Insuperatentheil der Zeitungen Publikationen, in denen er sich über vermeintlich ihm widerfahrne Kränkungen und öffentliche Mißstände in einem sonderbaren gereizten Ton verbreitete. Im Verlauf der Zeit erkannten denn auch alle die Ursache seines veränderten Wesens, alle mit Ausnahme seiner Frau. Sie sagte sich, er hätte sich überarbeitet und wäre infolge dessen nervös und mißlaunig. In bester Absicht rief sie ihm beständig, sich zu zerstreuen, wodurch die Sache immer schlimmer wurde. Da sie ihn nicht für krank hielt, machte sie ihm Vorwürfe wegen seiner Extravaganzen und Unfreundlichkeit, er regte sich seinerseits hierüber furchtbar auf, es kam zu den heftigsten Szenen, und nicht lange dauerte es, bis das vordem so glückliche Haus in einen Schauplatz des Unfriedens verwandelt war, unter dem auch die Kinder unsäglich litten. Jetzt schritt der Hausarzt ein, er sagte der Frau, daß der Zustand pathologisch wäre und eine voraussichtlich längere Behandlung in einer Anstalt erheischte. Sie war auf das tiefste erschüttert, verweigerte aber entschieden, ihren Gatten von sich zu geben. „Ich will ihn nicht der Willkür rauher Wärter aussetzen —“ sprach sie — „so zärtlich wie ich kann ihn niemand pflegen, nimmermehr lasse ich mir eine Grausamkeit zu schulden kommen, wie Sie sie mir zumuthen.“

Keine Vorstellungen halfen, der Kranke blieb daheim. Seine Frau hörte jetzt natürlich auf, ihn zu quälen, aber statt dessen versuchte sie fortwährend ihn von der Unzweckmäßigkeit seiner Handlungen zu überzeugen, und wenn sich dies als vergeblich erwies, weinte sie Ströme von Thränen und flehte ihn an, doch ihr zu

liebe wieder der zu sein, der er früher gewesen. Den nervenkranken Mann konnten solche Auseinandersetzungen in förmliche Wuth bringen. Er strebte, sich der ungemüthlichen Atmosphäre des häuslichen Herdes und der ungeschickten Ueberwachung der Gattin zu entziehen, indem er sich einschloß oder allein ausging, wobei dann die gräßlichsten Dinge passirten. Zulezt waren die Verhältnisse so unhaltbar geworden, daß die Frau, um dem Ruin des Hauses vorzubeugen und auch wohl aus Angst, daß ihr Mann sich ein Leids anthun könnte, darenin willigte, ihn in eine Anstalt überführen zu lassen. Anfänglich erlaubten die Aerzte ihr nicht, ihn zu besuchen, was sie wieder für eine Unbarmherzigkeit ohne Gleichen erklärte. Weiß Gott, was für phantastische Schlüsse sie daraus gezogen haben mag! Vielleicht, daß man den Leidenden dort schlug, folterte und hungern ließ. Sie mußte sich wohl in ähnlicher Weise gegen den Leiter der Anstalt geäußert haben, denn er gestattete ihr endlich widerwillig, ihren Gatten für eine kurze Weile durch das offene Fenster zu beobachten. Es lag zu ebener Erde und die Vorhänge waren fast zugezogen, so daß sie durch den schmalen Spalt einen Blick ins Zimmer werfen konnte, ohne selbst von drinnen gesehen zu werden. Mit pochendem Herzen in der sicheren Erwartung Zeugin schauerlicher Vorgänge zu sein, lugte sie durch das eiserne Gitter und sah — — — ja, was denn?

In einem länglichen, mit guten, aber sehr wenigen Möbeln ausgestatteten Raume, dem jeglicher Wandschmuck fehlte, saßen um einen großen Tisch zehn Herren und tranken Kaffee. Unter ihnen befand sich ihr Mann, der mit seinem Nachbar sich eifrig über Musik unterhielt. „Ich werde Ihnen das Stück vorspielen“, sagte eben der andere. „Kommen Sie!“ Damit erhoben sich beide und wollten das Zimmer verlassen, doch schon stand ein Wärter — es saßen deren vier, scheinbar ohne auf die Kranken zu achten, an den Fenstern — vor ihnen und sprach freundlich: „Die Herren verzeihen, aber augenblicklich läßt Herr N. gerade auf dem Klavier, und Sie wissen, daß er nicht gestört werden mag.“ „Wir wollen aber auch ins Musikzimmer“, beharrte jener verdrießlich. „Wenn Herr N. fertig gespielt hat, spiele ich.“ „Dann kommt der Klavierstimmer“, lautete die höfliche Erwiderung des Wärters. „Morgen aber ist das Klavier den ganzen Tag zu Ihrer Disposition.“ „So, so!“ Und beide Herren setzten sich und tranken ihren Kaffee ruhig zu Ende. Darauf erklärte einer, daß er heute spazieren fahren wolle — sofort sollte der Wärter gehen und zum Anspannen bestellen — sofort! sofort! Ein zorniges Fußstampfen begleitete die Worte. „Das thut mir aber furchtbar leid — hieß es — „die Equipage ist zufällig nicht zu Hause.“ „Dann sorgen Sie, daß ich fahren kann, sowie sie wieder da ist.“ „Gewiß, Herr B., ich werde dafür sorgen. Jetzt aber ist an der Zeit, daß Sie mit Herrn Doktor G.“ — dies war der Gatte der Dame am Fenster — „Ihren gewohnten Spaziergang machen.“ „Ich habe beschlossen, heute nicht spazieren zu gehen“, erklärte der Doktor hochfahrend. „Ich werde rauchen und einen Brief schreiben.“ „Der Herr Doktor hat verboten, daß im Zimmer geraucht wird.“ „Was geht mich das an? Wenn ich sage, daß ich rauchen will, so geht das keinen was an.“ Damit griff der Sprecher in seine Tasche. „Wo sind die Zigarren, die mir neulich meine Frau geschickt hat?“ schrie er wüthend. „Ich hatte sie mir doch in die Tasche gesteckt.“ Der Wärter macht ein höchst verwundertes Gesicht. „Sind sie wirklich nicht da? Das ist mir ganz unbegreiflich, doch ich will sie nachher gleich suchen. Einjweilen besorge ich Ihnen andere, die Sie im Garten rauchen können.“ Wenige Augenblicke später sah Frau Dr. G. die beiden Herren Arm in Arm in friedlichem Gespräch im Garten auf- und abgehen. Der Wärter folgte ihnen auf dem Fuße. Rauchen that ihr Gatte aber nicht. Der Direktor hatte ihr bereits vorher gesagt, daß sie ihm keine Zigarren mehr schicken solle, da das Rauchen ihm nicht zuträglich sei.

Weiß Gott, durch welche Ausflüchte der Wärter ihn trotz seines gegentheiligen Versprechens davon abgebracht haben mochte.

Bevor Frau Dr. G. die Anstalt verließ, inspizierte sie noch in Abwesenheit ihres Gatten dessen Wäsche. Als sie sein Zimmer betrat, sah sie einen Mann stehen, der sich mit dem Knopf der elektrischen Glocke beschäftigte. „Herr Dr. G. schellt fortwährend nach der Bedienung“ — erklärte er ihr — „das thun viele aufgeregte Patienten. In solchem Falle wird der Knopf entfernt oder die Leitung unterbrochen, und beklagt der Kranke sich darüber, so sagt man ihm, er hätte sie verdorben, es wäre aber schon nach Jemand geschickt, der sie repariren sollte.“ „Aber wenn der nun nicht kommt“ — wandte die Dame ein — „wie dann?“ „Dann schilt man über den säumigen Handwerker.“ „Aber merken die Kranken denn nicht, daß sie niemals ihren Zweck erreichen? Macht sie dies Beschwichtigungs-system nicht zornig?“ Der Mann lächelte. „Zornig würden sie werden, wenn man widerspräche. Wenn man sie auf morgen mit ihrem Anliegen vertröstet, so haben sie's bis dahin entweder vergessen, oder die ganze Sache ist ihnen werthlos geworden. Dafür sind ja eben Kranke, die nicht die geistige Energie besitzen, um bei ihrem Verlangen zu beharren. Sie rafften sich wohl momentan dazu auf, eigenfönnig etwas zu begehren, aber wie gesagt, nur, wenn ihnen widersprochen wird.“

Nachdenklich verließ die Frau die Anstalt. Die Erkenntnis ging ihr auf, daß sie, die ihren Mann fortwährend mit ihren Predigten und flehentlichen Bitten, vernünftig zu sein, gereizt hatte, sich viel eher einer Grausamkeit ihm gegenüber schuldig gemacht, als die Leute in der Anstalt mit ihren höflichen, rücksichtsvollen Ausreden und ihrer endlosen Geduld. Wie sie die Gebäude, welche die Kranken beherbergten, jetzt daliegen sah, inmitten des weiten schattigen Parkes, dächten sie sie mit einem male kein so furchtbarer Aufenthalt mehr, wie vorher. Es war inzwischen Abend geworden, magisches, elektrisches Licht überglänzt mondscheinartig die zierlichen Willen mit ihren Loggien, Säulenhallen und Bogenfenstern, ihren rebenumspannenen Mauern und farbigen Dächern, die zwischen ragenden Baumwipfeln aufstauten. Ganz hinten, dort, wo die dunklen Blattkronen sich zu dichten Massen zusammendrängten, stiegen in gemessener Entfernung von einander zwei Rauchsäulen empor. Sie kamen aus den „Munruhigenhäusern“, welche — je eines für Herren und eines für Damen — die schwersten und mehr noch die aufgeregtesten Patienten bargen und unter der speziellen Aufsicht eines Oberwärters, respektive einer Oberwärterin standen. Sie waren Tag und Nacht verschlossen, kein Kranker durfte ohne Begleitung des Wärters die Schwelle überschreiten, auch kamen die Zuffassen nicht mit denen der anderen Willen in Berührung. Die ganze Anstalt mit allem, was dazu gehörte, war von einer Mauer umgeben, am vorderen Eingang erhob sich das Portierhaus, in dem sich auch das ärztliche Sprechzimmer befand. Auch die Thür dieses Gebäudes — eine schwere eiserne Thür — war beständig verschlossen, keiner konnte das Gebiet der Anstalt betreten oder verlassen, dem der Portier nicht öffnete, und hinter dem er nicht sofort zuschloß. Und doch, wie fremdlich, sah auch dieses Haus aus! Nichts erinnerte äußerlich daran, welcher Bestimmung das Grundstück diente, dessen Pforte es war. Auch von außen stand auf dem Schilde nichts als der Name des Direktors der Anstalt — Dr. B. — nichts weiter.

Als Frau G. ihren Mann drei Monate später abholte, um ihn wieder nach Hause zurückzubringen, war er genesen. „Warum hast Du mich nicht früher in die Anstalt gebracht?“ sagte er. „Es wäre uns Beiden viel schweres damit erspart worden.“

Ich habe diese Geschichte so ausführlich erzählt, weil sie typisch ist für die Mehrzahl der Fälle. Es giebt nichts, über das im Publikum so falsche Ansichten verbreitet sind, als über unsere

modernen Nervenheilstätten. Selbst der gebildete Laie stellt sie sich oftmals als eine Art mittelalterlicher Folterkammer vor. Aber die Zeiten sind gottlob vorüber, man unnötigerweise Gewaltmaßregeln anwendete, um der Kranken Herr zu werden. Die Heilmittel, die heute üblich sind, heißen körperliche Pflege und Vermeidung von allem, was die Patienten aufregen könnte. Um ihrer Phantasie keine Nahrung zu geben, stattet man die Unruhigenhäuser nur mit den notwendigsten und einfachsten Möbeln aus, vermeidet jegliches Beiwerk, denn erfahrungsgemäß knüpfen die Wahnvorstellungen der Kranken leicht an jeden beliebigen Zierrath, ja sogar an die Arabesken der Tapeten an. Zeigen sie sich sehr aufgereggt, so werden sie ins Bett gelegt und müssen darin bleiben, bis sie sich beruhigt haben. Diese Methode thut geradezu Wunder. Zu Anfang verbringen die meisten Patienten drei, vier und mehr Wochen im Bett. Wenn sie sich etwas gebessert haben, so gestattet man ihnen jedoch, den Besuch von anderen Kranken zu empfangen, aber nur von solchen, die ebenfalls im Unruhigenhaus wohnen. Ein Verkehr zwischen ihnen und den Insassen der anderen Villen ist nicht erlaubt.

Aus den Unruhigenhäusern kommen sie in andere Villen, in denen jedoch ebenfalls entweder nur Herren oder nur Damen logiren. Hier sind die Zimmer freundlich und geschmackvoll ausgestattet, Bilder hängen an den Wänden und auch sonst fehlt es nicht an Schmuck der Räume. Zuerst speisen Herren und Damen noch getrennt, später jedoch gemeinsam. Für diese vorgeschrittenen Patienten sind Leses-, Billard-, Musik- und Gesellschaftszimmer da, und in dem herrlichen Park finden sie Lawn-Tennis- und Croquetplätze, Regelpbahnen und andere Veranstaltungen, um Sport zu treiben. Auch für gesellige Unterhaltungen in Gestalt von Komödien spielen, Kaffeegesellschaften und Statabenden wird gesorgt. Am Christabend brennt in einem großen Saale ein mächtiger Baum, unter dem für jeden der Kranken ein buntes Teller steht. Wer seines Zustandes wegen nicht in das Weihnachtszimmer kommen darf, dem bringt man seinen Teller aufs Zimmer. Wenn der Baum abgebrannt ist, vereinigt ein festliches Abendessen mit Karpfen, Putenbraten, Klumpudding und Punsch die Kranken. Kurz, man erkennt aus meinen Ausführungen, daß das Leben in einer modernen Nervenheilstätte dem in einem eleganten Pensionat ausnehmend gleicht.

Nur die Disziplin ist selbstverständlich strammer. So darf keiner der Patienten, nachdem er sich zur Nachtruhe gelegt hat, noch Licht brennen. Lampen und Lichter giebt's überhaupt nicht auf den Zimmern, sondern je nachdem Gas- oder elektrisches Licht. Dies aber wird während der Nacht abgestellt, außer dort, wo sich Wärter befinden. Auch erhalten nur die Kranken, deren Zustand sich bereits gebessert hat, Geld. Wenn sie soweit sind, um Ausflüge ohne Begleitung unternehmen zu können, bekommen sie so viel, als man meint, daß sie brauchen, aber nicht mehr.

Eine Anstalt, wie ich sie hier geschildert habe, ist natürlich nur für die bemittelten Klassen. Die für breitere Schichten bestimmten sind jedoch ganz ähnlich, nur entsprechend einfacher eingerichtet. Leider fehlen nur bis jetzt völlig Nervenheilstätten für das Volk. Kranke aus dem Arbeiterstande z. B. müssen daher, auch wenn ihr Zustand an sich es nicht erforderlich macht, in den Landes- und Provinzial-Irrenanstalten untergebracht werden. Immerhin sind sie auch dort ziemlich durchgängig vortrefflich aufgehoben, was schon aus dem Umstande hervorgeht, daß viele, wenn sie genesen sind, gar nicht nach Hause wollen. Das einzige, was ihnen hier zuweilen fehlt, ist geeignete Gesellschaft. Selbstredend gilt das nur von Kranken, die sich eines ungetrübten Bewußtseins erfreuen.

Große Sorgfalt wird auch in diesen Anstalten dem Essen zugewendet. Nach neueren Ansichten ist die Ernährungsfrage

ja so überaus wichtig für alle Nervenkranken. Während früher in den großen staatlichen Anstalten die Bereitung der Speisen etwas monoton war, machen gegenwärtig ihre Leiter ein förmliches Studium daraus, um selbst den Patienten der zweiten und dritten Klasse eine möglichst abwechslungsreiche, den Appetit anregende Kost zu verschaffen. Es ist das in anbetracht der verfügbaren Mittel nicht leicht, aber mit Hilfe von allerhand Kunstgriffen hat man es doch durchgesetzt. So erhalten die Kranken z. B. viel Mehlspeisen und billige Obsttuchen, sowie Pilzgerichte, von denen einzelne Aerzte sich eine direkte Einwirkung auf das Gehirn versprechen.

Gute Erfolge hat man damit gemacht, die Insassen der Landes- und Provinzialanstalten theilweise in ländlichen Kolonien, welche Dependancen der Mutteranstalt bilden, unterzubringen. Hier müssen sie nicht nur alles besorgen, was zum Haushalt gehört, sondern auch Landwirthschaft in ziemlich ausgedehntem Maße treiben. Es giebt eigentlich kaum etwas, das zu ihrem Unterhalt dient, was sie nicht selbst machen. Die Arbeit in der frischen Luft, wie überhaupt die zwar absolut nicht anstrengende, aber doch ziemlich unausgesetzte Beschäftigung wirkt oft Wunder. Uebrigens sind auch in den kostspieligen Privatanstalten immer eine Anzahl Patienten, die zu leichten körperlichen Arbeiten, namentlich zum Holzhauen und Sägen angehalten werden. Es macht sich sehr drollig, wie diese dann häufig erzählen, daß sie „Holzsägesport“ treiben. In manchen Anstalten werden auch zum Ersatz dieser Thätigkeit Ballspiele nach streng durchgeführten gesundheitslichen Prinzipien unter Leitung dafür ausgebildeter Persönlichkeiten arrangirt. Bei diesen Spielen wachsen die Schwierigkeiten der Aufgaben, welche man den daran Theilnehmenden stellt, stetig. Anfänglich sind die Spielregeln so einfach, daß ein kleines Kind ihnen zu genügen vermöchte, doch werden sie immer komplizirter und erheben fortdauernd vermehrte Ansprüche an die Geschicklichkeit und Körperkraft der Spieler. Nach einigen Monaten können manche von ihnen sich an Gewandtheit mit einem Jongleur messen.

Daß es neben den geschlossenen Anstalten auch sogenannte offene giebt, dürfte allgemein bekannt sein. Da sie aber vielfach auch Rekonvaleszenten und sonstige Erholungsbedürftige aufnehmen, so fallen sie, streng genommen, nicht unter die Kategorie derjenigen Nervenheilstätten, von denen hier die Rede ist. Die Prinzipien, nach denen hier die Nervenkranken in ihnen behandelt werden, sind die nämlichen, wie in den geschlossenen Anstalten. Indessen werden die Kranken, sofern es sich um schwerere Fälle handelt, meist nach den letzteren überführt.

Am schlechtesten ist zur Zeit wohl für größere nervenkranken Kinder gesorgt. Wir haben zwar einige, theils ganz vortreffliche Anstalten — wie z. B. die Truper'sche auf der Sophienhöhe in Sena — in denen schwer erziehbare, mit psychopathischen Minderwertigkeiten behaftete Kinder eine individualisirende Erziehung erhalten und, sofern dies möglich ist, für einen Beruf vorbereitet werden. Indessen wird in derartigen Instituten, so segensreich sie auch sind, doch mehr der pädagogischen Seite der Sache Rechnung getragen, was dagegen die Behandlung jedes einzelnen Falles anbelangt, so überträgt man diese stets einem Psychiater. Jede Anstalt steht mit einem solchen in Verbindung und sowie ihr Leiter es für nöthig hält, fragt er ihn um Rath. Viele ärztliche Verordnungen lassen sich aber gar nicht in dem Internat ausführen, daher müssen die Kinder häufig für längere oder kürzere Zeit nach der Nervenheilstätte gebracht werden. Hier fühlen sie sich unter den vielen Erwachsenen aber recht isolirt. Immerhin würde das nicht viel zu sagen haben, wenn sie ohne Schaden für ihren Zustand nach Wochen oder Monaten wieder in das Internat zurückkehren können. Zuweilen muß dessen Direktor sich im Interesse seiner übrigen Zöglinge aber weigern,

Das eine oder andere kranke Kind aufzunehmen, was besonders in Fällen zutrifft, in denen Ungehorsam, Bosheit, Hinterlist und fortwährend sich wiederholende Wuthausbrüche zu den Symptomen der Krankheit gehören. Ein mit diesen Eigenschaften belastetes Kind kann unter Umständen alle übrigen anstecken. Es bleibt seinen Eltern demnach nur die Wahl, es zu Hause zu behalten oder einer Anstalt für Erwachsene zu übergeben. Das letztere ist bedeutend vorzuziehen, aber seine Mängel hat es auch und nicht nur, weil dem Kinde dort die Gesellschaft von seinesgleichen fehlt, sondern fast mehr noch, weil es nicht in zweckentsprechender Weise unterrichtet wird. Denn um das zu können, muß ein Lehrer doch in geeigneten Methoden erfahren sein. Nervenheilanstalten speziell für Kinder wären demnach ein dringendes Bedürfnis.

(Nachdruck verboten.)

Sella.

Novelle von C. Kühn s.

Unter einem Hochsattel der Alpen streckt sich ein schmales, langes Hochthal. Hier lag eine Ansiedlung, einige wenige altsbraune Hütten, die schindelbedeckten Dächer mit Steinen beschwert, Viehställe und Heustadeln an den Matten verstreut. Einige Hirten führten hier ein kärgliches und mühevolltes Dasein. An der breiten Hochstraße jedoch, die von diesem Thal aus den Rann des Gebirges überstieg, lag ein mächtiges Hotel, gegenüber eine Dependance, langgedehnte Stallungen und Remisen und daneben zahlreiche Verkaufsbuden und Bazare: ein Stück Großstadt in die Gebirgswelt verpflanzt.

Die Straße herauf kam eben im ruhigen Schritt ein vier-spänniger Reisewagen, wie sie in der Schweiz vielfach gebräuchlich sind, mit zwei Damen als Fahrgästen; eine alte in ebenso schlichter wie vornehmer Kleidung, doch gebeugt in der Haltung, Sorgen-schwere sprach aus jeder ihrer Mienen, und eine junge Dame von einer eigenartigen, hinreißenden Schönheit. Sie war schlank und voll zugleich, ihre Stirn umrahmten krause, wilde Locken, um den kleinen reizenden Mund lag ein Zug halb von Trotz und halb von Geringschätzung, und aus den großen, pechschwarzen Augen sprühte ein unheimliches, fast dämonisches Feuer.

Der Wagen legte die letzte Strecke im Trab zurück und fuhr mit lautem Peitschenknallen vor. Pfortner und Oberkellner waren zur Stelle und rissen dienstfertig den Schlag auf. Die junge Dame sprang, ohne die dargebotene Hand zu berühren, aus dem Wagen, langsam und umständlich folgte die alte.

„Sind unsere Koffer schon angekommen?“ wandte sich die junge Dame mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit an den Oberkellner, „wir hatten sie vorausgeschickt und Zimmer bestellt.“

„Baroness Hohenstein?“ fragte der Angeredete.

Die junge Dame nickte ungeduldig.

„Zu Befehl! Und sechs Zimmer im ersten Stock sind reservirt.“

„Gut, lassen Sie unser Handgepäck hinaufbesorgen!“ Die Baroness reichte ihrer Mutter den Arm und führte sie die Treppe hinauf.

Die pompvolle Ankunft der beiden Damen und ihr großartiges Auftreten erregte die Neugier der übrigen Gäste; man erkundigte sich nach ihnen und brachte in Erfahrung, die Damen stammten aus Wien und gehörten zur Finanzaristokratie; sie seien unmenchlich reich.

Zur großen Tafel, die abends stattfand, erschien die Baronin in rauschender Seide, die ihre gebeugte Gestalt noch kümmerlicher erscheinen ließ, die schöne Tochter in einer blendend weißen Robe, dazu ein mächtiges Gebäude von Gut auf dem reichen, schwarzen Haar. Die Herren stießen sich an — bei Gott — ein verführerisches Weib!

Der Baroness gegenüber saß ein langer, junger Mann mit einem langen und weiligen Gesicht, dessen Augen so blasirt durch die Tränen gläser blickten, als hielten sie's nicht mehr der Mühe werth, überhaupt irgend wo hin zu sehen. Zuweilen aber schoß aus den Augenwinkeln ein scharfer Blick, der dem ganzen Gesicht einen anderen Ausdruck gab.

Als die Baroness Platz nahm, schoß ein solcher Blick hinüber. Dann versank der junge Mann wieder in seine Blasirtheit. Die Baroness, gewöhnt, alle Augen auf sich gerichtet zu sehen, musterte ihrerseits den Herrn drüben mit spöttischem und geringschätzigem Blick. Er aß langsam und langweilig, mit großen Bissen, den Mund voller großer, blühender Zähne öffnend wie ein Nußknacker.

Plötzlich beim zweiten Gang wandte er sich an die Mutter und sagte: „Verzeihung, gnädige Frau verlieren Ihre Uhr.“ Wirklich war diese aus dem Kleide gerutscht und pendelte frei herab. Die alte Dame stieß einen kleinen Schrei aus und steckte die kostbare Uhr wieder zu sich.

„Ich danke vielmals!“ sagte sie. „Ach, Sella, wenn ich sie verloren hätte!“

„Nun, was dann?“ fragte diese spöttisch.

„Sella, Du weißt doch, es ist noch ein Brautgeschenk Deines Vaters, und ich hänge so an ihr!“

„Gewiß!“ bestätigte der lange Herr drüben, „solche Sachen haben ihren inneren Werth!“

„Nicht wahr?“ fragte die alte Dame erfreut, „meine Tochter verspottet mich immer mit meiner Anhänglichkeit.“

„Gnädiges Fräulein sind noch jung,“ sagte der Lange mit einem spöttischen Lächeln, „vielleicht werden auch gnädiges Fräulein solche Sachen noch schätzen lernen.“

Das Fräulein Tochter wollte heftig entgegenen, doch sie zuckte nur wegwerfend die Achseln; sie sah dem Herrn ins Auge, in das kalte, gleichgiltige Auge, in diesem Blick lag etwas, was sie reizte, sie zornig machte, — es war wohl die lächelnde Ironie, mit der der Herr zu ihr hinüberblickte.

„Ja!“ versetzte die alte Baronin, „meine Tochter will ja durchaus Berge steigen! Ach Jesus, das ist wieder eine neue Angst! Meine Tochter hat eine so unglückliche Sportleidenschaft; beim Reiten hätte sie einmal beinahe das Genick gebrochen!“

Die Tochter lachte; wieder schoß der Herr einen lächelnden Blick zu ihr hinüber, und sie erröthete vor Zorn und Unwillen.

„Sind die Berge hier sehr gefährlich, Herr —“

„Gestatten, meine Gnädigste, ich heiße von Müller,“ stellte der Herr sich vor. „Ob die Berge hier gefährlich sind? Nun, ich pflege es nicht auszuprobiren! Ich suche hier Erholung.“

„Gott! So macht's ja jeder vernünftige Mensch!“ klagte die alte Dame. „Kind, wenn Du bloß Vernunft annehmen wolltest!“

„Vernunft!“ stieß die Baroness gereizt hervor, „die überlasse ich Philister- und Krämerseelen!“ Herausfordernd sah sie Herrn von Müller an. Dieser lächelte nur; Sella wurde nervös dabei, dieser Mensch lächelte sie noch aus ihrer Haut heraus!

Da ging noch einmal die Thür auf und ein verspäteter Gast trat ein, ein hochgewachsener junger Mann mit einem freundlichen und ehrlichen Gesicht; in Haltung und Auftreten verrieth sich Bescheidenheit und doch Selbstbewußtsein. Er trug eine schlichte, von Sturm und Wetter schon stark mitgenommene Zoppe, wie sie Bergsteiger zu tragen pflegen. Der junge Mann erhielt vom Oberkellner seinen Platz neben Herrn von Müller angewiesen, der Baroness schräg gegenüber.

Herr von Müller streifte seinen Nachbar mit einem seiner ironischen Blicke, zum Aerger der Baroness, die alles, was der lange Mensch drüben that, zu reizen schien. Ihr war der junge

Mann mit feinen ehrlichen Augen, in denen ein ganz eigenthümlicher tiefer Ernst lag, entschieden sympathisch, umsomehr, als sekundenlang sein Blick mit unvorholener Bewunderung auf ihr ruhte.

Sie wäre zu gern mit dem jungen Bergsteiger in ein Gespräch gekommen. Herr von Müller sah es ihr an, lächelte, — ein gräßlicher Mensch! — und sagte zu seinem Nachbar: „Wir sprachen eben über die Gefährlichkeit der Berge hier herum. Sie werden wohl ein zuverlässiges Urtheil darüber abgeben können. Ist hier zum Halsbrechen eine günstige Gelegenheit?“

„O ja,“ versetzte der Angeredete, „einige Touren hier sind bössartig, z. B. das Großhorn.“

„Beabsichtigen Sie, das Großhorn zu machen, wie die Herren Bergsteiger sagen?“

„Nein!“ erwiderte der junge Mann, „ich mache nie lebensgefährliche Touren.“

Herr von Müller sah zur Baronesse hinüber und lächelte abermals. Die Baronesse trat unwillig mit dem Fuß auf.

„Sie haben in der Baronesse drüben eine Kollegin,“ fuhr Herr von Müller fort, „oder eine Konkurrentin, sie wird das Großhorn jedenfalls besteigen.“

„Das werde ich auch!“ sagte Hella mit einem zornigen Blick auf Müller, über den dieser lächelnd quittirte, „dazu bin ich hauptsächlich hergekommen.“

„Maria, Joseph!“ rief die alte Baronin, die Hände ringend. „Fordere doch das Schicksal nicht heraus! Wenn selbst ein Mann das nicht mehr macht —“

„Ach, ein Mann!“ versetzte die Tochter. „Die Männer haben keinen Schneid mehr!“

„Da haben wir's!“ sagte Müller, „wir müssen vor dem kommenden Amazonenreiche flüchten!“

„Das wird wohl noch so kommen!“ versetzte die Baronesse wegwerfend. „Warum machen Sie keine lebensgefährlichen Touren, wenn ich fragen darf?“ wandte sie sich an ihr Gegenüber.

„Weil ich es, da es vollständig zwecklos geschieht, für ein Gottversuchen halte!“ entgegnete der junge Mann kurz.

„Bah!“ sagte die Baronesse, „was haben Sie dann von Ihrem Bergsteigen?“ „Und setzt Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein!“ sang Schiller!“

„Kind!“ bat die Mutter, „gieb doch diesen Gedanken auf.“

„Nein!“ versetzte Hella.

„Die Tour ist nicht nur gefährlich, auch anstrengend!“ sagte der junge Bergsteiger. „Ich habe einige Erfahrung und möchte Ihnen dringend abrathen, gnädiges Fräulein!“

„Ich berathe mich selbst!“ entgegnete diese hochmüthig.

Die Tafel war indeß beendigt und die Gäste erhoben sich. Die Baronin forderte die beiden Herren auf, mit ihnen Kaffee zu trinken. Die Herren nahmen dankend an, der junge Bergsteiger stellte sich vor: „Eberhard Kunow.“

„Rauchen Baronesse?“ fragte Müller, der jungen Dame seine Zigarettentasche anbietend.

„Danke, ja!“ Die Baronesse entzündete eine Zigarette. Eberhard Kunow sah ihr mit großen Augen fast erstaunt zu. Mit heimlichem Wohlgefallen sah die Baronesse auf seine offenen männlichen Züge. Schade, dachte sie, sich abwendend, auch er ist kein Mann!

„Sie wundern sich wohl“, sagte sie laut, „daß ich rauche? Was ein Mann kann, kann eine Frau auch.“

„Allerdings!“ entgegnete ihr Müller. „Es erinnert dies zwar etwas an das Wort: „Und wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hat man ihm glücklich abgequakt.““

„Sie denken, wir ahmen nach?“ fragte die Baronesse.

„Sawohl, Gnädigste! Sie ahmen nach!“ versetzte Müller.

„Dann will ich diesmal“, fuhr die junge Dame mit einem sprühenden Blick auf Kunow fort, „in Bezug auf das Großhorn den Herren etwas vormachen!“

Nachdem die kleine Schale Kaffee getrunken war, forderte die Baronesse zu einem Spaziergang auf.

Sie ging mit Kunow vornweg, Herr von Müller folgte ihr mit der Mutter.

Die hoch über das Thal aufragende Spitze des Großhorns lag strahlend im purpurnen Glanz der Abendsonne, und rosa glühten rings die Schneefelder und Firnen, die das Hochthal umgaben; im Thal selbst wars schon Abend und leichte Nebelschleier hingen um die Matten. Melodisch klangen die Töpler der ihre zerstreuten Herden lockenden Hirten durch die Stille, und die Glocken des Viehs, das bedächtig zum gewohnten Stalle die bekannten Pfade wandelte.

Mit einem sprühenden Blick deutete die schöne Hella auf die stolze Spitze des Großhorns: „Lockt Sie die nicht?“

„Locken, o ja!“ versetzte Eberhard, der Athem ging ihm ordentlich beklommen. „Aber es ist doch zu gefährlich!“

„Pfiu! Sagen Sie nicht solch ein erbärmliches Wort!“ rief Hella unwillig. „Von Ihnen mag ich das nicht hören! Denken Sie, wenn Sie da oben stehen, dieses Hochgefühl! Was ist da das bißchen Gefahr!“

„Das Hochgefühl, ja! Das muß großartig sein!“ rief Eberhard, „aber wenn man verunglückt, hat man dann sein Schicksal nicht selbst heraufbeschworen, mehr als das, noch ein zweites Menschenleben, das seines Führers, leichtsinnig mit ins Verderben gerissen? Kann man das verantworten?“

„Ach, wie denken Sie schwer!“ sagte die Baronesse. „Wer siegen will, kennt das Wort Niederlage nicht! Nur wenige Menschen besteigen das Horn, — zu diesen wenigen zu gehören, ist großartig, und ich glaube, ich würde die erste Dame sein, nicht?“

„Sehen Sie,“ rief Eberhard eifrig, „da fängt eben das an, was die Gebirgsleute hier die Fexerei nennen. Nicht Lust am Wagen ist's, die jemanden da hinauftreibt, sondern Eitelkeit, weiter nichts! Drum halte ichs für frivol, aus einem solchen Grunde ein zweites Menschenleben aufs Spiel zu setzen.“

„Die Leute sind eben Führer“, sagte die Baronesse kalt, „und müssen auf so etwas gefaßt sein. Ich brenne darauf, einmal eine solche große Tour zu machen. Kommen Sie, Herr Kunow, schlagen Sie ein, wir wollen den Berg zusammen besteigen!“ Sie hielt ihm die Hand hin.

Eberhard zuckte zusammen; er sah dem schönen Mädchen in das sprühende Auge, er sah auf die herrliche, geschmeidige Gestalt, es packte ihn wie ein Nausch, sein Herz fing ungestüm an zu klopfen; ja, mit diesem herrlichen Weibe gehen bis ans Ende der Welt — Schon streckte er die Hand aus, sie in die ihre zu legen, da stand in Gedanken seine alte Mutter vor ihm, der er versprochen hatte, auf Ehre versprochen, nie nutzlos eine halbschere Tour zu unternehmen, — ein Mann, ein Wort! — Wieder sah er auf das bildschöne Weib, er las in ihrem Auge: wir gehen nicht nur bis auf jenen Berg zusammen, wir gehen noch weiter, wir beide! Sein Herz klopfte wild, er stand am Scheidewege seines Schicksals — Eberhard! Ein Mann, ein Wort! „Nein!“ sagte er mit zuckenden Lippen, „ich werde das Horn nicht besteigen.“

„Ach,“ stieß Hella hervor, ihn von oben bis unten mit einem sprühenden Blicke messend, „ich hatte mehr von Ihnen erwartet! Es giebt keine Männer mehr!“

Auf dem Rückwege ging Eberhard neben der alten Baronin; er hörte nicht auf die Klagen und Seufzer der stets sorgenvollen Dame, er war tief in sich versunken.

Neben Hella ging jetzt Herr von Müller. „Wie denken gnädiges Fräulein nun über die Vernunft?“ fragte er.

„Schlechter denn je!“ versetzte sie bitter.

„Und ich muß sie loben!“ entgegnete er lächelnd.

Beim Abschied würdigte Hella Eberhard keines Blickes. —

Eberhard ging auf sein Zimmer. Er trat ans Fenster und blickte in den sinkenden Abend hinaus; er hatte gerade Aussicht auf das Großhorn. Der Abendschein war verblaßt, nur wie eine Krone lag noch ein matter Purpurschein um die Stirn des Bergriesen, ringsum die Schneefelder und Gletscher starrten in unheimlicher Weise wie Leichentücher, und die Matten sanken in völlige Dunkelheit; hier und da flammte in einer Umhülle die Lampe auf und warf ihren Schein durch das offene Fenster. Wie die Glühwürmchen nahmen sich die hellen Punkte auf den dunklen Bergeshalden aus, und die Sterne am Himmel funkelten in seltener Pracht. Es war eine so tiefe Stille, daß man das Plätschern des Brunnens unten hörte.

Eberhard legte die Hand an die heiße Stirn. Warum hatte er abgelehnt? Konnte er nicht einmal, ein einziges mal, seine hundert Bedenken beiseite werfen? „Wie denken Sie schwer!“ hatte sie gesagt; o, wie richtig war das! Konnte er nicht einmal sich freimachen? Was wars denn im Grunde als einfache Feigheit! Er wagte nicht, der Gefahr ins Auge zu sehen. Ja, wenn sie plötzlich, ungerufen kam, dann hatte er Kaltblütigkeit, und nichts konnte ihn erschrecken, oft hatte er's bewiesen! Doch sie herauszufordern, fehlte ihm das leichte Blut! Sie wagte es! Ein Weib übertraf ihn an Kühnheit! Ach, die Weiber riskiren, weil sie die Gefahr nicht kennen; tritt die Gefahr vor sie hin, verlieren sie den Kopf, wenigstens die meisten; wer die Gefahr kennt, fordert sie nicht heraus. Ein Mann durfte sich zu einer solchen Sportsfererei durch nichts hinreißen lassen, außerdem — sein Wort!

Ach, Schönfärberei! Er hatte nicht gewagt, den Berg zu besteigen, er wagte nicht, was jenes Mädchen wagen wollte! Hätte er eine kühne Natur, würde es keine Schranken für ihn geben, er würde sich hinter keine philosophischen Bedenken, hinter kein gegebenes Versprechen verkriechen, denn wer siegen will, kennt das Wort Niederlage nicht. Er fühlte sich auf das tiefste gedemütigt und beschämt. Man konnte sagen, was man wollte, sie fand den Muth, den er nicht hatte finden können!

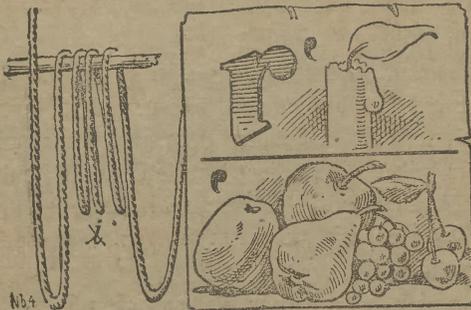
Wenn er noch zu ihr ginge und ihr seine Begleitung anböte, — nein! Seine beharrliche Natur kam wieder zum Vorschein. Was man gesagt hatte, dabei mußte man bleiben, und an einem gegebenen Worte wurde nicht gerührt.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Sonettm.

Beim Fischfang heute hatt' ich Glück,
Ein x ging mir ins Netz hinein.
Da kam der alte Flurschütz her
Und fragte x nach meinem Schein.
Den hatt' ich nicht, ich ward notirt:
Der x wird etwas theuer sein.

Worträthsel.

Das Erste hat gar viele
Mit seinem Glanz verführt.
Bei Arbeit, wie beim Spiele,
Wird eine Nacht gespürt.
Dem einen bringt es Leiden,
Dem andern Nacht und Stand.
Es locket und es schmückt,
Und geht von Hand zu Hand.
Das Zweite kommt von oben
Gar häufig jedes Jahr.
Der Landmann wird es loben,
Nicht so der Städter Schaar.
Man soll es sich im Leben
Steis voller Emsigkeit.
Das Ganze steht im Garten,
Es prangt sein Blütenkleid.

Kapselräthsel.

In nachstehenden Wörtern sind andere Hauptwörter eingekapselt, (wie „Esel“ in Gesellschaft). Sind diese Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben im Zusammenhang einen männlichen Vornamen.

Kaffee — Meister — Weckeruhr — Dachse —
Bilsenkraut — Knoten — Rabelais — Schneider — Andante.

Rechenaufgabe.

Wie schwer müssen die Gewichte sein, wenn man mit 4 Stück Gewichtigen Waarenmengen von 1 bis 22 Kilo wägen will?

Silberräthsel.

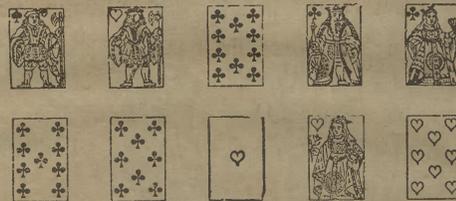
bers, de, di, e, e, e, el, hi, i, is, lew, li, li, ma, mi, mo, nei, ot, ta, wal.

Aus vorstehenden 20 Silben sind 6 Wörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1. weiblicher Vorname; 2. altbiblischer Name; 3. Theil der kirchlichen Zeremonie; 4. Stadt in Brandenburg; 5. Gouvernement in Westrußland; 6. Geisteskranker. Sind die richtigen Wörter gefunden, ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben im Zusammenhang gelesen ein bekanntes Sprichwort.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K, K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler verliert a-Handspiel auf folgende Karte:
b, cB, a10, K, D, 9, 8; cA, D, 8.



Die Gegentrümpe saßen gleichmäßig vertheilt; M hatte 67 Augen in der Karte; im Skat lagen b7, d7. Die Gegner kommen auf 64. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.

Auflösung des Wortspiels.

Asien, Sport, Garbe, Stein, Apfel. — April.

Auflösung des Logogriffs.

Bein — Bern.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von Kalnichy.)

W. Kf8, Dd7, Td3, Le1, f5, Sd5, Bb6, f3, h6. — Schw. Ke5 Ta2, c4, Lh2, Sd8, g8, Bb3, b4, c2.

1. Lf5—h3, Lg1; 2. Dc7+. — 1. . . ., Ta8, 2. Lb2+. — 1. . . ., Te8; 2. Df5+. — 1. . . ., Tg4; 2. Lg4:— 1. . . ., Td4; 2. Te3+. — 1. . . ., Sh6:; 2. Dc7+. — 1. . . ., Tf4+. — 2. Lf4:; Drohung 1. . . ., Ta7; 2. Sf6. —

Richtige Lösungen gingen ein von: Bruno Reiß, Johannes Schellong, Fritz Dcharnke, Ella Becker, Anna Bob, Paul Kiewe, Herbert Fab, Erna Unger, Alfred Damm, Siegfried Kurndt, Kurt Winterstein, Martini, F. Bock, Kurndt, Holz, Arthur Gonsierowski, Bromberg. Frau Anna Kühn, Kaisersfelde. Martha Giesla, H. Töpffer, Kurt Schendel, Rudolf Schellong, Walter Brünig, Leon Budzbon, Kurt Krüger, Bromberg.